
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 269. Bromberg, den 24. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(Schluß!)

Raffaele hatte dem ausführlichen Bericht des Priesters aufmerksam und ohne ihn zu unterbrechen zugehört. Als Don Filippo geendet hatte, verharrte er noch eine Weile in nachdenklichem Schweigen. Dann fragte er: „Und meint Ihr, daß ich diesem Manne das Glück meiner Schwester anvertrauen darf?"

„Ich habe den besten Eindruck von Graf Using gewonnen und halte ihn für einen vornehmen und ernsten Menschen. Vor allem aber glaube ich, daß er Carmela wirklich innig liebt."

„Es freut und beruhigt mich, Don Filippo, daß Ihr die gleiche Meinung über ihn habt wie ich", erwiderte der Camorrist erleichtert. „Auch ich glaube, daß er ein ehrlicher, mutiger und braver Mann ist. Ich habe zwar nur wenige Worte mit ihm gewechselt, aber er befand sich dabei in einer Lage, in der sich der Charakter eines Menschen am deutlichsten offenbart: — in Lebensgefahr. Ihr werdet ja von Carmela gehört haben, unter welch sonderbaren Umständen ich mich gestern mit dem Grafen ausgesprochen habe."

Der Priester zog die Augenbrauen hoch und versuchte, eine tadelnde Miene anzunehmen: „Allerdings, Signor Raffaele, — recht sonderbare Umstände, die Ihr da herbeigeführt habt! Kann es denn bei Euch nie ohne Mitwirkung von Dolch und Pistole abgehen?" Aber nun konnte es Don Filippo doch nicht hindern, daß bei dem Gedanken an die eigenartigen Umstände bei Usings gestriger Brautwerbung ein Lächeln über sein Gesicht huschte.

Doch Raffaele war viel zu sehr mit Carmelas Zukunftsplänen beschäftigt, um Tadel und Heiterkeit Don Filippos zu bemerken. — „So wäre also alles in Ordnung und nur noch meine Zustimmung nötig?" fragte er lebhaft und erhob sich in freudiger Aufwallung von seinem Sitz.

„Doch nicht ganz." Der Priester machte eine beschwichtigende Bewegung. „Es ist da noch eine Klippe, die, wie ich fürchte, das schöne Glücksschiff noch im letzten Augenblick zum Scheitern bringen wird: Der Graf stellt eine Bedingung, — eine einzige; aber die ist schwer genug. Er verlangt, daß sich Carmela von ihrem ganzen bisherigen Lebenskreise für immer trennt, — daß sie keinerlei Beziehungen mehr, weder persönlich noch brieflich, mit Neapel unterhalten solle: Kurz, alle Menschen, unter denen sie bisher lebte, sollen für sie aufhören zu existieren: ihre Freundinnen, die Camorra, der Marchese, Donna Assunta — und . . ." Der Priester zögerte einen Augenblick.

„Und auch ich!" vollendete Raffaele. „Auch ich soll aus Carmelas Leben für immer ausgelöscht sein?" Seine Stimme bebte vor verhaltener Erregung, und eine fahle Blässe überzog sein Gesicht.

„Ja, das ist es, was er verlangt", bestätigte der Priester mit ernster und klarer Stimme.

Raffaele starrte ihn entsetzt an, und plötzlich überfielen ihn bisher nie gekannte Empfindungen: Verzagtheit dem Schicksal gegenüber, — Furcht vor einem unentrinnbaren Weh — und eine so jähe körperliche Schwäche, daß ihm die Knie schlaff wurden und er sich schwer in den Sessel zurückfallen ließ.

Doch dieser Schwächezustand währte nun wenige Sekunden. Dann hatte sich Raffaele wieder in der Gewalt. Er tat einen tiefen Atemzug und fragte wieder mit ruhiger Stimme: „Und was sagte Carmela zu dieser Bedingung?" Aber seine Augen hingen dabei mit einem Ausdruck verzehrender Angst an den Lippen des Priesters.

„Carmela erklärte, daß sie niemals darein willigen werde, Euch zu verleugnen, der Ihr für sie Vater, Mutter und Bruder zugleich gewesen, seit sie denken kann."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Raffaeles. Dann wandte er sich ab und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Lange verharrte er so regungslos.

Jetzt stand Don Filippo auf, trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter: „Seht Ihr's nun, Raffaele, wohin Ihr es gebracht habt? — Wie habe ich Euch gewarnt und gebeten, abzulassen von Eurem Lebenswandel! — Was der Mensch säet, das wird er ernten: Ihr habt Leid gesäet und erntet nun Schmerzen!"

Da hob der Camorrist das Gesicht: „Ihr irrt, Don Filippo. Es ist nicht Schmerz, der mich so ergriffen hat, daß ich mich hier betrage wie ein Weib. Glück ist es! Glück!! Denn ich hätte es nicht ertragen, wenn der einzige Mensch auf Gottes weiter Welt, der zu mir gehört und zu dem ich gehöre, mich verraten hätte. Keine Stunde hätte ich mehr leben können, wenn mir das von Carmela geschehen wäre!"

„Und schmerzt es Euch gar nicht, daß Euer verbrecherisches Leben nun einen unübersteigbaren Wall zwischen den Liebenden bildet, — daß Ihr dem Glück Eurer Schwester im Wege steht?" fragte Don Filippo, etwas enttäuscht, daß der Augenblick der Buße für diesen Sünder noch immer nicht gekommen schien.

Da erhob sich Raffaele und trat wieder in seiner alten Stärke und Entschlossenheit vor dem Priester: „Nein, Don Filippo, ich stehe dem Lebensglücke meiner Schwester nicht im Wege, denn . . ."

„Aber Ihr müßt begreifen", unterbrach der Priester tadelnd, „daß der Graf als Edelmann seiner Familie das nicht antun darf, daß er . . ."

Aber Raffaele winkte mit einem herben Lächeln ab. „Ihr mißversteht mich, Don Filippo. Natürlich begreife ich das. Und eben deshalb will ich Carmela nicht im Wege stehen: Ich gehe, — schon morgen, — vielleicht noch in dieser Nacht — auf und davon, — auf Nimmerwiedersehen!"

14.

Es war kurz nach neun Uhr, als Raffaele die Riviera di Chiaja entlang dem Palazzo des Präsidenten entgegenschritt. Der Mond war aufgegangen, und die weite Fläche des Meeres schimmerte wie flüssiges Silber.

Bald hatte Raffaele den Palazzo erreicht. Noch einen Augenblick zögerte er. Dann spähte er schnell nach allen

Seiten um sich: Außer einem Paar, das in Liebesgeflüster versunken ein paar Schritte vor ihm herging, war niemand in der Nähe. Da kletterte er gewandt und lautlos wie eine Katze über das hohe Gitter und war gleich darauf im Schatten der Gebüsche untergetaucht. —

Nun kauerte er hinter einem Busch, der auch jetzt noch, im November, sein dichtes, immergrünes Laub trug, und zog seine beste Pistole hervor: Von hier aus konnte er den Präfekten nicht verfehlen, denn der vom Mondlicht beschienene Weg vom Gartenportal zum Eingang des Hauses führte in einer Entfernung von nur fünf Schritten an seinem Versteck vorbei.

Aber da besann er sich eines anderen: Ein Schuß würde sofort das ganze Haus, die ganze Nachbarschaft alarmieren. Besser war es, zum Dolche zu greifen. Er mußte dann allerdings damit rechnen, daß der Präfekt, der sicher stets seine Waffe bereithielt, zum Schuß kam, ehe ihn der Stoß traf, und daß er und die ihn begleitende Person um Hilfe rufen würden. Da lag also das ganze Gelingen in der Schnelligkeit: Mit einem einzigen Sprung mußte er sein Opfer erreicht haben! Nun, er hieß ja nicht umsonst der „Tiger vom Mercato!"

Da hörte er auch schon Pferdegetrappel, — und nun das leichte Rollen von Rädern. Immer näher kam der Wagen. Jetzt war er gleich am Gartenportal! — Da, — die Pferde traten kürzer, — die Räder knarrten unter der Bremse! Kein Zweifel mehr: Es war der Wagen des Präfekten! Nun hielt er an. Ein paar undeutliche Worte drangen zu Raffaele. Wenige Augenblicke später setzte sich der Wagen wieder in Bewegung, die Gartenpforte wurde geöffnet, wieder verschlossen, der Kies knirschte unter Tritten, und dann tauchten zwei Menschen auf: ein Mann und eine schlanke Frauengestalt. —

Nun waren sie nur noch wenige Schritte von Raffaele entfernt, und er erkannte deutlich das Gesicht des Präfekten, der ruhig und sicher dahinschritt. Seine Begleiterin aber hatte das Gesicht abgewandt und schien ängstlich in die Büsche zu spähen.

Noch zwei Sekunden, — dann mußte es geschehen! — Wie Stahlklammern spannten sich Raffaeles Finger um den Griff des kurzen dreikantigen Stiletts. Noch einmal holte er tief Atem, und dann duckte er sich zu dem gewaltigen furchtbaren Sprung.

Jetzt wandte die Dame den Kopf nach der Seite des Weges, an der Raffaele lauerte, um auch hier das Gebüsch mit ihren Blicken abzutasten, und das helle Mondlicht fiel auf ihr Gesicht.

Da fühlte es Raffaele wie einen jähen Riß durch seinen ganzen Körper gehen; alles schien sich um ihn zu drehen, der Boden ihm unter den Füßen zu weichen, und ihm war, als stürze er in eine unendliche Tiefe: Die da wenige Schritte von ihm entfernt an der Seite des Präfekten schritt, war ... L u c r e z i a! — Ein toller Wirbel von tausend Empfindungen und Gedanken rauschte in seinem Gehirn: Narrte ihn seine Phantasie? Er riß die Augen auf und starrte auf das Gesicht: Es war und blieb Lucrezia, seine heiße Kinderliebe! — Wie kam sie hierher? War s i e etwa die Tochter des Präfekten? Und wie durch einen Blitz erhellt, begriff er mit einmal alles: Er hatte sie damals als Kind auf demselben Schiffe wiedergetroffen, auf dem auch der Präfekt nach Capri fuhr! Sie war dann spurlos aus Neapel verschwunden, — nachdem der Präfekt von dort nach Sizilien versetzt worden war! Er hatte sie dann, viele Jahre später, nur noch einmal gesehen, auf dem Wallfahrtsfest in Nola.

Alle diese Gedanken waren in dem Bruchteil einer Sekunde durch Raffaeles Hirn gerast. Der Augenblick der Tat war noch nicht verpaßt. Aber nun mußte es geschehen!

Raffaele sprang empor. Aber er stürzte sich nicht auf den Präfekten. Hochaufgerichtet trat er hervor, den beiden entgegen.

Lucrezia wollte aufschreien, aber der Schreck schnürte ihr die Kehle zu. Colnaghi aber hatte seine Pistole hervorgerissen und richtete sie auf Raffaele. Doch der hatte bereits halt gemacht, verschränkte die Arme über der Brust als Zeichen, daß er keinen Angriff plane, und sagte mit mühsam nach Atem ringender Stimme:

„Ihr habt nichts von mir zu fürchten, Exzellenz!"

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier zu dieser Stunde?" fragte der Präfekt erregt.

„Vor einigen Sekunden noch wollte ich Euch töten. Ihr wißt ja, daß der Termin, den Euch die Camorra für Euren Rücktritt gesetzt hat, abgelaufen ist. Ich bin es, der dazu erwählt war, das Urteil an Euch zu vollstrecken!"

Colnaghi ließ seine Waffe noch immer nicht sinken. Mit der Linken aber hielt er seine bebende Tochter umfangen, die in stummem Entsetzen auf den unheimlichen Mann starrte. „Jedenfalls habt Ihr klug daran getan, Euch noch eines anderen zu besinnen", sagte er nun mit festerer Stimme. „Denn mein Tod hätte Euch ja auch das eigene Leben gekostet!"

„Ihr seid im Irrtum, Exzellenz: Hätte ich Euch getötet, so wäre ich wahrscheinlich entkommen. Aber daß ich Euch n i c h t getötet, — d a s kostet mich nun das Leben! — Oder wißt Ihr als Polizeipräfekt von Neapel nicht, daß die „schöne und geehrte Gesellschaft" solchen Ungehorsam mit dem Tode bestraft?"

„Das weiß ich natürlich. Aber ich werde Euch vor der Rache der Camorra schützen. Wir erwarten dafür von Euch als Gegenleistung, daß Ihr alles, was Ihr von der Camorra wißt . . ."

„Ihr irrt, Exzellenz!" unterbrach Raffaele hart. „Ihr habt keinen feigen Verräter vor Euch. Ich habe einen Schwur getan und habe ihn gebrochen; gewiß! Aber ich büße es f r e i w i l l i g mit dem Leben! Als Meineidiger an der Camorra kann ich nicht weiterleben!"

Ungläubig und mißtrauisch trat der Präfekt einen Schritt näher und sah Raffaele scharf ins Gesicht. — Und plötzlich wußte Colnaghi, wen er vor sich hatte: „Ihr seid jener berüchtigte Camorrist, den man den „Tiger vom Mercato" nennt?!"

„Der bin ich! Woher kennt Ihr mich?"

„Nach Eurem Bild. Ich habe Eure Erkennungskarte vor wenigen Tagen zufällig in der Hand gehabt. — Aber nun erklärt mir: Weshalb habt Ihr Euren Schwur gebrochen . . . und mich . . . nicht getötet?"

Da richteten sich die Augen des Camorristen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Glück und Trauer auf Lucrezias Gesicht: „Weil ich noch einen a n d e r e n Schwur getan habe, — früher noch als den an die Camorra. Und diesen ersten Schwur muß ich vor allem halten: Als ich noch ein Kind war, habe ich einem kleinen Mädchen ewige Dankbarkeit geschworen, weil es mich durch seine mitleidigen Bitten vor der Verhaftung schützte — Ja, Alfredo Colnaghi, m i r hat dieses kleine Mädchen damals die Freiheit gerettet, aber E u c h — d a s L e b e n!"

Ein leiser weher Aufschrei war über Lucrezias Lippen gedrungen und ihre Augen blickten Raffaele erstaunt an.

Colnaghis Hand entfiel die Pistole. Nichts von Mißtrauen war mehr in seinen stammelnden Worten: „Wie? Ihr . . . wäret jener . . . kleine Straßenjunge . . . der . . ."

Aber Raffaele schien ihn nicht zu hören. „Ihr seht also", sagte er langsam und klar, „daß mir nichts übrig bleibt, als zu sterben. Aber der Tod wird mir nicht schwer. Ich sterbe ja für die zwei Menschen, die ich am liebsten gehabt auf der Erde: für meine Schwester Carmela und . . ." — er wandte seine Blicke wieder voll dem jungen Mädchen zu — „für Euch, Lucrezia!" Er hob das Stilett gegen seine Brust.

Da löste sich das starre Staunen, das Colnaghi und seine Tochter umfangen hatte, und mit einem Schrei sprangen beide auf Raffaele zu, um ihm die Waffe zu entwinden.

Aber es war zu spät: Blitzschnell hatte sich der Stahl in seine Brust gebohrt, und der Präfekt konnte nur noch den fallenden Körper auffangen. Rasch und behutsam ließ er ihn zur Erde gleiten. Dann knieten Vater und Tochter neben dem Regungslosen nieder. Mit hastigen Fingern rissen sie ihm Rock und Hemd über der Brust auf, um zu versuchen, das fliehende Leben festzuhalten.

Doch es war vergebens: Kein Leben war mehr in dieser Brust. Der Dolch aber steckte bis zum Heft darin, umrahmt von den Umrissen des tätowierten Herzens. Unter diesem Herzen aber standen, grell vom Mondlicht beschienen, groß und deutlich zu lesen, die Worte:

„L u c r e z i a è l a p a s s i o n m i a!"

— E n d e —

Verlorene Heimat.

Skizze von Bodo M. Vogel.

Eigentlich hieß er Nikolaas, so stand sein Vorname auch im Standesamtsregister von Nieringen am Zuidersee. Aber man nannte ihn allgemein Klaas oder Klaasje. Das Wort Klaasje paßte ausgezeichnet zu seiner Figur. Warum war er auch so zwergenhaft klein, während seine vier Brüder und sein Vater sich immer an der Haustür bücken mußten, wenn sie hereinkamen? Dann sah das immer aus, als ob ein Regiment Grenadiere in die Diele einmarschierte. Schwerfällig und stumm setzten sie sich an den großen blankgescheuerten Tisch, während die Mutter die Suppe auftrug. Klaasje betrachtete mit Bewunderung die breiten Fäuste seiner Brüder und atmete sehnsüchtig den salzigen Geruch des Meeres ein, der noch in den Kleidern steckte.

Dann gab ihm sein Vater einen bunten Fischerkittel, einen Wachstuchhut und die Wasserschuhe, die ihm noch viel zu groß waren. Man mußte Klaasje bis ins Schiff tragen, so klein war er. Dann aber schrie er vor Freude auf, als er sah, wie die roten Dächer des Dorfes sich entfernten und die Menschen am Ufer immer kleiner wurden.

„Floris V", das Schiff seines Vaters, glitt leicht unter dem Wind in den weiten Zuidersee. Die Mutter stand noch immer an Land und winkte mit ihrem Schal. Dann rief der Vater: „Klaasje anpacken!" Die Brüder brachten die Netze in Ordnung. Klaasje bekam auch seine Arbeit, aber jeder sah, daß er zu schwach dazu war, obwohl man für den Anfang gar nicht viel verlangte. Die See war ruhig. Der Vater kannte die besten Stellen im Wasser, und die Netze füllten sich. Man brauchte noch nicht einmal die Nacht über draußen zu bleiben.

Klaasje kam hundemüde nach Hause. Seine Hände hatten Risse, und seine Füße taten ihm weh. Beim Essen schlief er ein. Dann trug ihn die Mutter ins Bett.

Nein, Klaasjes Zukunft lag nicht auf dem Wasser. Er war zu schwächlich, um seinen Brüdern helfen zu können. Oft lehnte er am Mast von „Floris V", und Tränen der Enttäuschung und der Wut waren in seinen Augen.

Dann kam Onkel Willem zu Besuch. Der besaß in New York ein Geschäft mit dem Schild: „Ye olde Dutch Herring". Hier wurden Fische, Edamer Käse, Konserven, Gewürze und Kaffee verkauft. Onkel Willem war alt und Junggeselle. Er sah sich Klaasje an, suchte ihn vergebens durch ein schweres Rechenexempel in Versuchung zu führen; dann sagte er: „Den nehme ich mit! Zum Fischer ist er ja doch nichts nutz, zum Kaufmann aber nicht zu dumm."

Klaasje jubelte auf. Heringe und Fische verkaufen bedeutete für ihn keinen völligen Verzicht auf die geliebte Meerheimat. Die Reisefreude überglänzte den Abschiedsschmerz vom Zuidersee.

Im Laden von Onkel Willem stand unter Glas ein schöner Dreimaster. Ferner waren da noch viele bunte Muscheln, die an Sturm und Meergetöse erinnerten. Der Geruch der Heringe und Fische vervollständigte für Klaasje das angenehme Bild. Er gewöhnte sich rasch ein. New York hieß ja früher einmal Neu-Amsterdam, darum war man sozusagen daheim. Klaasje verkaufte mit sehr ernstem Gesicht seine gesalzenen und geräucherten Heringe, die — wer weiß? — zu Lebzeiten sich gar nicht im Zuidersee getummelt hatten.

Die Jahre gingen dahin. Klaasje hatte jetzt einen Lebenszweck entdeckt: zu arbeiten und soviel Dollars zu ersparen, um zu Hause am Zuidersee als Rentner zu leben...

Dann kam ein schrecklicher Winter. Onkel Willem starb. Der Kummer wurde nur durch die Tatsache gemildert, daß Klaasje jetzt Besitzer des „Olde Dutch Herring" geworden war. Einige Wochen später bekam er einen Brief aus der Heimat. Sein Vater teilte ihm mit, daß seine gute Mutter in die Ewigkeit eingegangen sei. Und nicht lange darauf erhielt Klaasje ein Schreiben eines Notars, der ihm mitteilte, daß er Alleinerbe seines Geburtshauses in Nieringen geworden sei. „Floris V" war in einer Sturmnacht im Kanal untergegangen mit Mann und Maus!

Klaasje hielt diesen Brief lange in der Hand, bevor er zu einer Entscheidung fähig war. An diesem Tage schämte er sich seiner Tränen nicht.

Und einige Wochen später kam auf einmal mit dem Nachtautobus ein kleiner, rundlicher Herr in Nieringen an. Das war Klaasje. Er hatte sein Geschäft günstig verkauft und sogar den alten Dreimaster Onkel Willems zu Geld gemacht. Die kurze Schiffsreise war ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen. Immer hatte er an Deck gestanden, sein Herz voller Freude auf das schöne Wiedersehen.

Das kleine Haus, das Bekannte versorgt hatten, war blank und sauber wie stets. Die alten Kupfergeschirre glänzten in der Küche, als ob sie die Mutter frisch geputzt hätte. Klaasje war es wie einem Menschen zumute, der erst gestern das Vaterhaus verlassen hat.

Nacht und Meer waren eins geworden. Nur ein einsames Licht stand am Fenster. Wohl ein Schiff im Zuidersee...

„Das werde ich mir bei Tage betrachten", dachte Klaasje und blies die Kerze in seinem Schlafzimmer aus.

Aber, als am anderen Morgen die Aufwartefrau kam, blieb sie erschrocken auf der Schwelle stehen, dann lief sie schreiend davon.

Klaasje kauerte mit starren Augen am Fenster und stöhnte und jammerte und sah ganz aus, als habe er den Verstand verloren.

Denn — sein Zuidersee war verschwunden! Das heißt, sie hatten ihn fein ausgetrocknet, schön geebnet und in herrliche Wiesen verwandelt, auf denen gemächlich Viehherden grasten! Holland hatte sich eine neue Provinz erobert.

Klaasje, der schon um vier Uhr morgens mit kindlicher Freude am Fenster stand, um über dem Meer seiner Jugend die Sonne aufgehen zu sehen, hatte statt dessen Weiden, Häuser, Dämme und Straßen erblickt...

Das brach ihm das Herz.

Sie haben ihn bald danach tot aufgefunden. In der Hand hielt er noch eine der großen Seemuscheln umklammert, in denen, wie man sagt, der Gesang des Meeres lebt, der Heimat, die Klaasje verloren hatte.

Die letzte Komödie.

Skizze von Josef Robert Harrer-Wien.

Der übermütige Spaßmacher, der frohe Gefährte des lustigen Theatervolkes, der als Advokat begonnen hatte und ein großer Lustspieldichter geworden war, Carlo Goldoni saß an einem späten Abend des Jahres 1793 am Fenster seiner hochgelegenen Wohnung und sah nachdenklich über die Stadt Paris.

Er hatte die Blätter, die er in den sonnigen Stunden des unglaublich milden Februarnachmittags beschrieben, beiseitegeschoben. In seinem Blick lag stille Trauer, Wehmut und ein wenig Bosheit, — weise, verzeihende Bosheit. So lächelte er, als sein treuer Freund Marquis Degalles eintrat. Dieser sah den alten, kränklichen Dichter erstaunt an und sagte: „Maestro Goldoni, Ihr seid froher Stimmung? Endlich wieder?"

„Ja, ich bin es, Marquis. Ich habe mich heute so in meine Vergangenheit vertieft, daß ich ganz vergessen habe, wie arm, wie vergessen ich jetzt mit meinen 86 Jahren bin. Ich finde in meine Glanzzeit zurück. Ich erinnere mich... Sagt, Marquis, kennt Ihr einen deutschen Dichter namens Goethe?"

„Goethe?... Ich sollte den Namen gehört haben. Warum kommt Ihr auf ihn zu sprechen, Meister?"

Goldoni zog mit zitternder Hand einen Brief hervor und sagte: „Fast dreißig Jahre ist es her, daß ich mein geliebtes Venedig verlassen habe. Mein Venedig! Oh, wieder einmal auf der Piazzetta stehen können, wieder einmal hören: „Goldoni, er lebe! Es lebe unser Advokat Carlo, unser Dichter!..." Da, diesen Brief erhielt ich heute aus Venedig. Ein alter Direktor eines Theaters, der im Archiv meine Lustspiele aufgestöbert hat, forschte nach meinem Aufenthalt. Nun schreibt er mir, vor wenigen Jahren habe der Dichter Goethe in Venedig mein Lustspiel „Die Raufereien in Chioggia" gesehen und begeistert ausgerufen: „Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe!..." Das schreibt mir der Direktor, dessen Vater einst mein Freund war. Er schreibt es mir, um meinen alten, meinen uralten Tagen Freude zu machen. Ich freue mich tatsächlich! Früher, vor Jahrzehnten jubelte mir das ganze Volk zu, man trug mich auf den Schultern über die Rialtobrücke; mein Name brauste wie ein Gewitter über den canale grande... Bis dann Gozzi kam, der mir Venedig verleidete. Ich ging, ich kam nach Paris, dreißig Jahre sind es her..."

Der Marquis zog eine Flasche Wein aus der Tasche. „Trinkt, Meister! Und grübelt nicht! Man hat Euch in Paris geehrt. Daß die Revolution kam, dafür könnt Ihr nichts. Wie Ihr leiden Tausende . . . Trinkt, Meister!"

Goldoni sah ihn schalkhaft an. Er hob das Glas. „Woher habt Ihr den Wein, Marquis? Ich wüßte nicht, daß auch nur ein Sous in meinem Vermögen wäre! Oder hat der Konvent —"

Der Marquis unterbrach ihn: „Fragt nicht, Meister!"

„Gut, ich frage nicht. Wer viel fragt, dem wird der Wein warm!"

Es war ganz dunkel geworden. Schweigen herrschte im Raum. Da sagte plötzlich Goldoni: „Das Leben ist eine Komödie. Nehmt das nicht als Gedankensplitter, Marquis! So sagten schon der alte Aristophanes und Euer wunderbarer Molière. Ich sage nur, was ich selbst erlebe. Denkt doch: Die königlichen Prinzessinnen, denen ich hier in Paris vorlas und die ich in der italienischen Sprache unterrichtete — Freund, Jahrzehnte sind es her! —, gaben mir einmal diesen goldenen Ring. Und seht, Marquis, dieses königliche Geschenk muß ich verkaufen. Ich muß mich von ihm trennen, weil mir der revolutionäre Konvent die kleine Pension aus der königlichen Schatulle gestrichen hat, mir, dem alten, dem fast uralten Dichter, der im Leben nichts Schlechteres getan hat, als sich über die Schwächen der Menschen in einer Weise, die nie kränkt, lustig zu machen. Ist das nicht eine Lebenskomödie? Eine Komödie, über die man weinen müßte, wäre man nicht einst, den goldbeknauften Stock übermütig schwingend, weise und verstehend durchs Leben gewandert, was sage ich, getanzt!"

Der Marquis sah den alten Dichter forschend an. „Ihr dürft Euch von dem königlichen Ring nicht trennen, Maestro! Wir sind noch nicht so weit! Ich habe noch immer ein paar Sous für Euch übrig, Goldoni. Keine Widerrede! Mein früherer Kammerdiener Baptiste, der nun im Konvent sozusagen —"

„— ein großes Tier, ein Löwe oder Elefant ist, wollt Ihr sagen, Marquis", unterbrach ihn lachend Goldoni.

„Ja", sagte der Marquis, „so ist es. Aber man darf derlei nicht so laut sagen. Die Lüfte haben Ohren!"

„Ich bin ein uralter Mann, Marquis. Man wird mich nicht auf das Schafott führen. Übrigens will ich Baptiste nicht kränken. Er ist einer der wenigen, die ihre früheren Herren nicht ganz vergessen haben. Was wollt Ihr von ihm sagen?"

„Maestro, Baptiste hat mir heute versprochen, er werde im Konvent alles daransetzen, daß man Euch die Pension wieder gibt. Es kann nicht mehr lange dauern!" — „Nicht mehr lange, Marquis? Das sind Begriffe, die einem uralten Manne nicht anstehen. Für mich können Stunden zu lange dauern. Ich rage ja kaum noch mit dem kleinen Finger aus dem Grabe heraus. Komödie, Marquis, ich lache dazu . . . Aber nehmt nur den Ring und verkauft ihn! Ich schulde Euch so viel. Ich will nicht mit Schulden die Augen schließen!"

„Ihr habt mir damals beim König Verzeihung erwirkt, Maestro. Das kann ich Euch nie genug danken."

Goldoni hielt ihm die zitternde Rechte hin. „Marquis, letzter Freund! Gut, so will ich noch einige Tage warten. Aber wenn bis zum 6. Februar meine Pension nicht wieder bewilligt wird, dann müßt Ihr den Ring verkaufen."

„Das ist doch schon morgen, Maestro?"

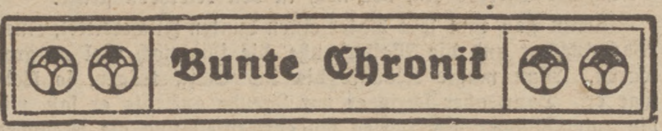
„Morgen schon? Die Zeit, Marquis, die Zeit! . . . Ich war immer lustig, ich bin es noch heute. Selbst die Zeit gibt mir Grund zum Lachen. Auch die gestrichene Pension! Vielleicht schreibe ich noch eine Komödie, meine letzte Komödie, betitelt „Die revolutionäre Pension aus der königlichen Schatulle". Wir wollen es überdenken!"

Nachts träumte Goldoni. Er schrieb die Komödie, seine letzte Komödie. Fieberhaft schrieb er im Traume. Die Gestalten tanzten vorüber, grotesker König, kichernde Prinzessinnen, ein Volksführer, der beim Singen stotterte. Die Pension wurde in einem kleinen Sarge herumgetragen. Und Goldoni schrieb; er lächelte, er hatte den Ring der Prinzessinnen vor sich liegen. Aus dem dunkel-violetten Amethysten entnahm er — Traumwunder! — mit der Kielfeder die schönste Tinte. Er schrieb im Traum die vier Akte. Zum fünften Akt kam er nicht mehr, denn da wurde er vom Marquis geweckt.

Es war später Nachmittag. Goldoni staunte: „Solange schlief ich? Marquis, ich habe meine Komödie beinahe fertiggeschrieben. Im Traume! Nur die Schlußpointe fehlt noch . . . Die Schlußpointe! Die wird das Leben schreiben, Marquis . . . Und hier ist der Ring! Ich befehle Euch, ihn zu verkaufen. Mit dem Erlös verschafft mir schönes, weißes Papier und tiefviolette Tinte!"

Der Marquis versuchte nicht mehr, sich zu wehren. Er nahm den Ring und ging . . . Er verkaufte ihn, er kaufte Papier und Tinte. Dann kehrte er zu Goldoni zurück, eben als die Sonne unterging. Er fand den greisen Dichter tot in seinem Lehnstuhl, tot und lächelnd . . .

Am nächsten Tage schrieb das Leben Goldonis letzte Komödie zu Ende: Am 7. Februar 1793 setzte der Konvent die Pension für Goldoni wieder in Kraft. Aber der Maestro brauchte sie nicht mehr. Er war von der Bühne des Lebens abgetreten.



Kampf zwischen Fensterputzer und Habicht.

Vor einigen Tagen war eine große Menschenmenge in Chikago Zeuge eines Zweikampfes auf Leben und Tod. In einer Höhe von etwa 200 Metern wurde am Aussichtsturm der Chikagoer Weltausstellung ein Fensterputzer von einem riesigen Raubvogel angegriffen, der sich scheinbar nach der Stadt verirrt und großen Hunger hatte. Der Habicht verfolgte einige Tauben, die in ihrer Todesangst bei dem Fensterputzer Schutz suchten. Während die Tauben auseinanderstoben, stieß das starke Tier von oben auf den Fensterputzer herab, der sich mit seiner durch einen Putzlappen geschützten Hand gegen den Angriff des Räubers wehrte. Beinahe wäre ihm das rechte Auge durch einen Schnabelhieb ausgehackt worden. Das linke erhielt einen kräftigen Flügelschlag, der es für mehrere Minuten blendete. Nur mit Mühe konnte der Arbeiter sich, schon taumelnd, noch halten. Bei einem zweiten Angriff des Habichts, der inzwischen einige Male den Turm umkreist hatte, prallte das Tier so heftig gegen die Faust des Mannes, daß es schreiend stürzte. Noch ein drittes Mal versuchte der Habicht einen Angriff, diesesmal von rückwärts. Aber wiederum wurde er erfolgreich abgewehrt, so daß er schließlich davonflog.

Friedrich der Große

ironisierte gern die Spitzfindigkeit der Gelehrten und legte darum auch einmal der Akademie der Wissenschaften die Frage vor, warum eigentlich ein mit Champagner gefülltes Glas einen reineren Klang gäbe als ein mit Burgunder gefülltes.

Die Professorenschaft zeigte sich der Gegnerschaft Friedrichs durchaus gewachsen, und in ihrem Namen beantwortete der Professor Sulzer die Frage folgendermaßen: „Majestät, leider sind die Mitglieder der Akademie bei ihrer geringen Besoldung nicht in der Lage, so kostbare Versuche anzustellen."

Der längste Zaun der Welt.

An der Grenze von Norwegen und Finnland soll jetzt ein Zaun errichtet werden, der etwa 250 Meilen lang ist, und nur von der großen „Chinesischen Mauer" an Länge übertroffen wird. Für die Errichtung dieses längstes Zaunes der Welt, der aus sechs Fuß hohen Pfählen und Drahtgeflecht bestehen wird, wird eine Zeit von etwa vier Jahren angesetzt werden. Der Zweck des Zaunes ist, die Abwanderung der Renntierherden, von Norwegen nach Finnland und umgekehrt zu verhindern. Die nomadischen Lappen, von denen im Grenzbezirk etwa 6500 Norweger, 3500 Finnländer sind, müssen manchmal wochenlang nach ihren Renntierherden suchen, die inzwischen die Landesgrenze überschritten haben. Dies hat bisher zu zahlreichen unliedsamen Zwischenfällen geführt, zumal die Lappen es mit ihrer Staatszugehörigkeit nicht so genau nehmen. Der neue Zaun soll nun ein für alle Mal die Streitigkeiten beseitigen. Im Sommer wird er seiner Bestimmung genügen, aber ob er im Winter bei hohem Schnee ausreichen wird?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.